

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Der Erdöpfelsepp

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Der
Erdöpfel-
sepp.

Der Erdöpfel-
sepp ist ein
Mensch, den
man mit
dem heilig-
sten Recht
der Welt

unter die Sonderlinge einreihen darf, und alles, was sich von Berchtesgaden bis Memel und von Ratibor bis Metz konservativ nennt, ist nichts im Vergleich mit meinem Erdöpfelsepp; denn der ist konservativ bis in die Knochen und hängt mit einer Fähigkeit am Alten, die dem Streben nach den idealsten Gütern angemessen wäre.

Schon bei seiner Geburt machte er sich in auffallendster Weise bemerklich: statt nämlich, wie es heutzutage einem Menschentind geziemt, hübsch ruhig und anständig in die Welt zu kommen, fing er dagegen gleich beim ersten Atemzuge eine Krakeelerei an, die allen Ansprüchen an ein „braves Kind“ höhnsprach. Mit der Ausdauer und Fertigkeit eines Dachmarders setzte er zwei gut gemessene Stunden seinen ohrenbetäubenden Lärm fort, so daß die Hebamme ihrer Verzweiflung in den Worten Luft machte: „Karline, des Büebli het der Bös im Lib!“

Der „Karline“, die des Kindes Mutter und des Seilertons Frau war, kam der Ausspruch der Hebamme denn doch etwas zu derb vor. Sie sagte: „Ach schwätz doch nit e so ungatig vome so-n e kleine Ghind! Das Schreie g'fallt mer jo au nit. Aber me muß Siduld ha. Me weißt jo nit, wo's in some Ghind fehlt. Es cha Chrämpf oder 's Grimme ha, und wil's no nit schwägen und nit sage cha, wo's em fehlt, schreit's halt e Gottsunamme. Ach es e so chräftig schreit, ick doch e Zeiche, aß es g'sund ick. I will no lieber e g'sund Ghind, wo schreit, as e so-n e Serbel, wo si nit murt!“

„Numme kei Angst, er murt si no,“ sagte die Hebamme. „Siehst, es ick, wie wenn er di verstande hätt! Jetz brüelt er no ärger, wil du ihm so g'holse heisch!“

Der Chrämpf oder 's Grimme, wie seine Mutter gemeint, hatte aber das Büeble scheint's nicht. Denn nachdem er zwei Löffel voll Milch und drei Löffel Fenchelthee genossen hat, liegt er ganz ruhig und ordelt da und macht ein ganz nettes Hasenmüßle, ein Beweis, daß man ihn mit Essen und Trinken befriedigen, mit dem Hungernlassen aber ungemütlich machen kann, und diesen Beweis hat er im Leben noch oft erbracht.

Aber seine ersten Jahre ist nicht viel zu sagen. Nachdem er in der Taufe, während deren er sich

wieder sehr laut benommen hatte, den Namen Joseph erhalten, der zuerst in ein Sepple und später in einen Sepp umgewandelt ward, übte er sich vorerst im Kullen und im Pappessen, dann ging er als-g'mach zu Suppen, Brot, Knöpfeln und Kartoffeln über. Die letztern erklärte er durch gewaltigen Zuspruch als sein Leibgericht. Er verlangte morgens, mittags und abends nichts als „Häbi“, wie er die Kartoffeln nannte, weil das Essen der Kartoffeln ihm zwar eine Kleinigkeit war, dagegen das Aussprechen derselben beim besten Willen nicht gehen wollte.

Nachdem der Sepple unter der Zufuhr von Milch, Suppe und Häbi groß, mollig und rotbäcklig geworden war, machte er es wie andere Buben: er warf Steine nach Hunden und Katzen und nicht selten auch nach den gläserigen Fensterstücken des Nachbarn, der Wendelbaschi hieß und sich Sepples Bejuch in seinem Baumgarten schon oft allen Ernstes verbeten hatte. Aus diesem Garten aber sahen die bläulichschimmernden Zwetschgen, die rotbackigen Äpfel und die goldgelben Birnen so verführerisch zum Sepple herüber, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte. Mit der Schlaueit eines Fuchses paßte er die Zeit ab, die ihm Sicherheit zu bieten schien. Wenn der Wendelbaschi mit seinen Kühen aufs Feld fuhr, dann fuhr Sepple in Wendelbaschis Garten. Dort füllte er sich Kappe und Hosensacke bis zum Überlaufen, und er fühlte, daß solche Früchte, wenn erst einmal mit „Häbi“ und Mehlsuppe der Grund gelegt war, dem Magen recht wohl bekamen, und er konnte gar nicht begreifen, warum der Wendelbaschi ihm dieselben nicht gönnte. Und wenn Sepples Vater mit dem Wendelbaschi über des Buben falsche Mein- und Dein-Begriffe in Streit gekommen war und dann dem Sepple die Hosen spannte, damit das Meerdröhrli, das dem Sepple so verhasste Instrument, besser auf das Büdli eindringen konnte, und dabei sagte: „Du chaibe Bueb, was machsch du mir für Verdruß! Jetz sag, worum heisch Zwetschge g'stohle?“, dann sagte Sepple treuherzig: „He, wil's mi guet dunkt henn!“

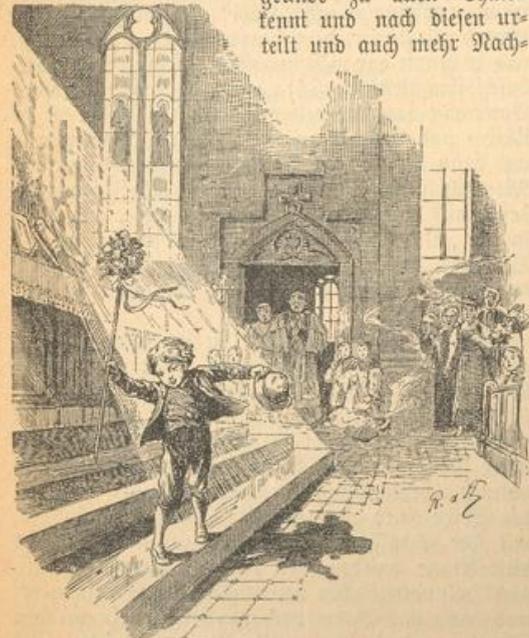
Das waren aber Thaten, die sich andere Buben auch zu schulden kommen ließen. Die machten kein besonderes Aufsehen. Gemeindeberühmt wurde der Sepple erst in seinem sechsten Jahr und — wie poetisch — gerade am Palmsonntag. Sein Großvater hatte ihm einen schönen Palmen gepußt. Stechpalmen, Eeden, Buchs und Tannenreis wurden an der Spitze einer glattgeschälten Stange festgebunden, mit der Schaffschere kronenartig zugestutzt, und in diese Krone wurden als religiöse Symbole kleine, aus Holunderstäbchen verfertigte Kreuzchen eingesteckt und dann das Ganze noch mit langen, himmelnden Streifen aus farbigem Glanzpapier verziert. Die Palme war fertig, und sie kam dem Sepple so über alle Maßen schön vor, daß er dem Großvater an den Hals sprang und jubelnd rief: „Das ick aber e schöne Palme, Großväterli, fast wie im Himmel!“

Mit dieser Palme zog dann Sepple am Palmsonntag, stolz wie ein König, hinein in die Kirche seines Heimatortes, wo er sich mit andern Buben in den vordern Stühlen niederließ.

Die Kirche war dicht besetzt. Die Strahlen der Sonne durchzogen gleich goldenen Fäden die weißen, balligen Wolken des Weihrauchs und spielten mit den silbernen Leuchtern und andern Zieraten der Altäre. Sonst aber herrschte tiefste Stille in dem heiligen Raume. Die andächtige Menge harrete des „Herrn“, der heute außergewöhnlich lange auf sich warten ließ.

Und „lang“ schien es auch dem Sepple zu werden. Seine Blicke flogen von einem glitzernden Gegenstande zum andern, bis sie wohlgefällig auf den glatten, glänzenden Marmorstufen des Altars haften blieben. Kaum hatte Sepple es still vor sich hingegagt: „Sälli Stapfle sinn aber au nett glänzig und glatt. Dört chönt me schön schlifere druf!“, als er auch schon, noch ehe es jemand hindern konnte, vorn am Altar stand; zur größten Bestürzung und Entrüstung der Andächtigen benutzte er die Altarstufen als Schleifbahn und gleich so hitzig und lustig, daß die Leute meinten, es müsse jeden Augenblick ein Engel der Rache herniederfahren und den boshaften Buben züchtigen für dieses unerhörte Sakrilegium.

Der liebe Gott aber, der die wirklichen Beweggründe zu allen Thaten kennt und nach diesen urteilt und auch mehr Nach-



Die Strahlen der Sonne beschiene und verklärten die purpurglühten Wangen des kleinen Sepple.

sicht mit uns hat als wir miteinander selbst, schickte keinen Racheengel. Die Strahlen der Sonne beschiene und verklärten vielmehr die unter der

Anstrengung purpurglühten Wangen des kleinen Sepple. Nicht so still verhielt sich der Pfarrer, der dem Sepple von der Sakristei aus zusehen hatte. Er schickte seinen Adjutanten, den Siegristen, hin, und als dann der Sepple von diesem dem Pfarrer vorgeführt und vorgestellt wurde, sagte der Geistliche: „Du Lausbub, du misrabler, was fällt denn dir ein, daß du auf dem Altar schleifen gehst?“

„He, wil er so glitzerig und schlüpferig isch!“ antwortete der Sepple naiv.

„Ja weißt du nicht, daß dies eine Sünde ist?“ fragte der Pfarrer.

„He nai“, sagte Sepple, „mer heinn jo d'r ganz Winter au g'schliferet uf em Is und es het niemes nit g'sait!“ erwiderte Sepple.

Diese Antwort versöhnte den Pfarrherrn. Er sah, daß er es hier mit keiner Bosheit, sondern mit kindlicher Unschuld zu thun hatte. Des Impionierens wegen zog er aber das Gesicht gleichwohl in Falten und sagte, indem er ihm einen Klapps gab: „Das ist eine Vaterstrafe. Gehst du aber wieder an den Altarstufen schleifen, dann kommt's besser!“

Nicht so verständig, wie der Pfarrer, urteilten die andern Leute. Sie sahen im Sepple eine Art Teufelsbraten und weisagten ihm Galgen und Rad, und die Hölle war nach Ansicht selbstgerechter Geschwestern ihm sicher. „Denn e so e Frechheit“, sagten sie, „isch jo no nie erhört worde!“ Und diese heiligen Weibsbilder, deren Religion nur aus einem Gemisch von Beten und Beichten, von Dummheit und Lieblosigkeit gegen andere bestand, waren es, die dem Sepple, dem Kind, den Namen „Altarschlifer“ gaben.

Der Sepple war auf einmal berühmt oder doch wenigstens berüchtigt worden.

Aber der „Altarschlifersepple“ war gescheiter als manch ein großer Herr. Er machte sich aus seinem neuen Titel keinen Pflöckerling. Namenlos, berühmt oder berüchtigt, war ihm ganz egal. So lange er daheim Mehlsuppe, Knöpfle, Häbi und Milch hatte und die Zwetschgen und Apfel in's Wendelbaischis Garten nicht ausgingen, war er glücklich und guter Dinge.

Mehr Kopferbrechen als der neue Titel machte ihm die Schule mit allen ihren Schrecken. Denn trotzdem, daß die Mutter ihm einen nagelneuen Schulsaack vom besten Zwilch gemacht hatte, daß er recht gescheit werden sollte, wollten dem Sepple doch die „haibe Buchstabe und Zahle“ nicht in den Kopf, und gingen sie einmal hinein, dann waren sie am andern Morgen wieder ausgeflogen wie die wilden Tauben; denn sein Gedächtnis behielt wohl die Tage, an denen es Knöpfle, Pfluten oder Häbi gab, — „aber Buchstabe und Zahle, wo au gar nit fuettere.“ — nein, die blieben dem Sepple nicht im Kopf. Alle Mühe des Lehrers war umsonst, und er und der Sepple wurden erst Freunde an dem Tag, wo Sepple für immer der Schule entlassen wurde.

Daß man bei solchen Studienerfolgen weder Doktor

noch Geometer werden kann, ist ersichtlich. Der Seppel ging daher bei des Hübeleieris Leo, der seines Zeichens ein Schermauser war, in die Lehre, und der Leo war mit seinen Leistungen so zufrieden, daß er ihm bezüglich seiner Anstelligkeit bei der Schermauseri sein volles Lob erteilte.

Nachdem der Seppel zwei Jahre mit dem Leo gegangen war und im Vorbeigehen das Obst der verschiedenen Bäume auf seine Güte geprüft hatte, etablierte er sich selbst als „Muser“ und wurde, zum Unterschied von seinem Lehrmeister, der „Altarschleifermuser“ genannt.

Der Altarschleifermuser versah seine Arbeit gut und war von der Kunst seines Handwerks so überzeugt, daß er zu einem Reisenden, der im Bären einige Geschichten erzählt hatte, allen Ernstes sagte: „Ihr sinu no e g'scheite Ma, ihr chönnte no 's Muse lehre!“, als ob zum Schermausen ein ganz besonderes Genie erforderlich wäre.

Im übrigen war der Altarschleifermuser der Alte, der er immer gewesen. Trotzdem er nun mit dem Mäusefang und dem Besenbinden, dem er sich ebenfalls zugewandt hatte, Geld verdiente, trug er doch nur Pechschuhe, Zwilchhoisen und einen eben solchen Wams. Sein Hut hätte für eine Altertumsammlung noch einigen Wert gehabt, aber für einen jungen Kopf, selbst wenn derselbe auf dem Kumpf eines Schermusers sitzt, war derselbe doch auch gar zu schäbig und pechig. Außerte man diese Ansicht gegen den Muser, dann jagte er verwundert: „Worum, was ich mit dem Huet? Er git doch Schatten und Schermi und mehr ich nit nötig.“ Im Essen hielt es der Sepp ebenfalls wie früher. Suppe, Milch und Kartoffeln bildeten die Grundelemente seiner Nahrung, nur daß er zu den Kartoffeln nicht mehr

„Habi“, sondern „Erdöpfel“ sagte. Und diese Erdöpfel gingen ihm über alles. Zum Nägelechrömer, der ihn um Aufschluß über den Grund seiner schlechten Laune bat, sagte er bissig: „Worum i nitidig bi, witt wisse? Isch's e Wunder? Do bin i ins Mattmüllers am Muse gsi und ha nie lei Erdöpfeli kriegt, nit as Speck und Fleisch, und do sott i nit b'esse si?“ Dem Pfarrer, dem er einmal lustig und singend begegnete, gab er auf die Frage: „Warum so lustig, Muser?“ glückstrahlend zur Antwort: „Drum han i mi guete Tag hütt, Herr Pfarrer. I ha scho dreimol Erdöpfel gha hütt: de Morge Prägel, z' Mitttag abg'schmelzt, und hütt z' Obe g'schwellti.“

Unter solchen Kartoffelfreunden kam die Zeit, wo Sepp mit andern Kameraden zur Aushebung oder Musterung mußte. Seine Angst war so groß, daß er an jenem Morgen die Prägel stehen ließ und mit dem nackten Kaffee den weiten Weg zur Stadt machte. Für diese Entfagung trug er aber abends auch einen großen Maien und das ihn hochbeglückende Wort „Frei“ nach Hause. Er war seiner Plattfüße wegen frei geworden, und dankte nun Gott im stillen für die Bärensohlen, derentwegen er so oft verspottet worden war. Sie hatten ihn ja militär-

frei gemacht und hinderten ihn bei der Musererei nicht nur nicht, sondern waren ihm noch förderlich, weil er in den weichen Matten nicht so leicht einsank.

Daß man aber trotz Plattfüßen ein Mann sein könne, bewies der Altarschleifermuser dadurch, daß er sich ein Kotelettchen wachsen ließ, das von den Ohren bis in die Mitte der roten Backen seine fuchsgelben Härchen ausstreckte. Dieses Backenbärtchen — ein Zeichen strammer Männlichkeit — und seine etwas blöde, aber treu blickenden Augen machten ihn den weniger bemittelten Dorfschönen noch begehrenswert. Doch nur des Schäfermichels Marei durfte sich seiner Gunst rühmen und hoffen, dereinst Altarschleifermuseri zu werden.

Der Vorzug, den er ihr zuteil werden ließ, bestand indessen nur darin, daß er ihr bei jeweiligem Begegnen ein freundliches: „Guete Tag, Marei!“ entgegenrief, während die andern Mädchen sich mit einem trockenen „Tag au!“ begnügen mußten. Dieser geringe Vorzug war aber auch genug, um die Marei in die süßesten Träume und Hoffnungen einzuwiegen. Sie war glücklich in dem Gedanken, daß sie einst Altarschleifermuserin werden würde.

Wer weiß, vielleicht hätte sie noch lange auf die Erfüllung ihres sehlichstesten Wunsches warten müssen, wenn nicht ein großes Ereignis mitten in den Frieden des Dorfes hineingefahren wäre: der Gajörgle, ein altes, dürrs Männli, das vierzig Jahre zur Zufriedenheit aller die Schweine gehütet hatte, war plötzlich und unangemeldet gestorben. Durch diesen Tod wurde das ganze Dorf in Aufregung versetzt. Denn jetzt waren die Schweine, diese fett- und speckverheißende Herde, hut- und führerlos. Der verstorbene und der neu zu ernennende Schweinehirt lieferten nunmehr den ausschließlichen Stoff zum Kaffee- und Brunnenklatzsch. Man schlug vor und verwarf und konnte sich über die Besetzung des schweinehirtlichen Amtes nicht einigen. Einen Eintweiligen aber mußte man haben, weil die Schweine in den Ställen durch ganz unerquickliches Grunzen über das Eingesperrtsein murrten und hinausgeführt sein wollten.

Dem Altarschleifermuser übertrug man daher, als dem zunächst in Frage kommenden, das Amt für vorübergehend. Da er es gut verwaltete, pünktlich ein- und ausfuhr, wurde man schlüssig, ihn in seiner neuen Stellung zu belassen. So schlugen die Weiber vor, und der Gemeinderat vollzog die feierliche Ernennung und wies ihm die alte Hirtenhütte als Wohnung an.

Das neue Hirtenamt und die damit verbundenen Einnahmen befriedigten den „Altarschleifermuserhirten“, wie er jetzt genannt wurde, vollkommen. Nur machte es ihm Kummer, daß er dem Schermausen nicht mehr so gut obliegen konnte.

Dieses alles überdachte sich der Sepp an einem regnerischen Sonntagmorgen, als er daheim beim Rachelosen saß. „'s ich nit anderscht,“ sagte er, „d' Marei muß her; derno cha me beidi G'schäfter recht bitribe. Sie muß hütete, wenn i nit der Zit ha

und ich gang goh muse und mach Besse. So ver-
diene mer beide unser Brot!"

Nachdem der Sepp Speck und Sauerkraut, die
er sich selbst gekocht, gegessen hatte, salbte er seine
Stiefel etwas gründlicher als gewöhnlich, fuhr auch
mit einer alten Bürste einmal über Hosen und Kittel.
Das Haar und der Bart wurden mit dem Kamm
gestriegelt und geglättet. Als dies geschehen und
der das ganze Kinn einschließende und bis an die
Ohren aufstehende Vatermörder noch mit einem
schwarzen Halstuch umbunden war, schloß Sepp
seine Hütte und ging geradenwegs zu 's Schäfer-
michels.

Die Marei hatte ihn schon von weitem kommen
sehen. Sie war aufgesprungen, hatte vor dem Spiegel
die Haare geordnet, eine bessere Schürze vorgebunden,
und jetzt, als der Sepp eintritt, sieht sie schon wieder
über der Legende und liest die Lebensgeschichte des
heiligen Antonius von Padua so eifrig, als ob sie
vom Nahen Sepp's nicht die leiseste Ahnung hätte.

"Grüß Gott, Marei!" sagte der eintretende Sepp.
"He Sepp!" fuhr sie verwundert auf, "bisch du
do, wemme-n an nüt denkt. I hätt' emol nit denkt,
aß du hütt zue uns chömisch. D'r Batter und d'
Mueter sinn in d' Stadt. Aber sei einewäg will-
kumm!"

"Bin i willkumm, Marei?" fragte der Sepp. "s
ich rächt, wenn i willkumm bi. Denn i will dir gli
sage, worum i do bi: De waisch, aß i jetzt Säuhirt
wore bi. Säu hütete und muse und Besefinde cha
me-n aber nit mitenander. Drum sott i e Hüß ha,
wil i doch keis vo dene G'schäfter gern usgieb.
Jez sag, Marei, witt du mi Frau ge?"

"He Sepp!" entgequete Marei, die nach Art ihres
Geschlechtes sich äußerlich sperren zu müssen glaubte,
während sie doch innerlich aufjubelte, "he Sepp,
wo denkst du hi?"

"Nach feini Dummheite, Marei," sagte aber der
Sepp. "I mueß e Frau ha und du wärsch mer
die liebste. Wenn d' aber nit witt, so nimm i 's Schueh-
machers Lene. Jez sag: Witt, oder witt nit?"

Als die Marei so mit sich reden hörte, wurde sie
hingebender: "He vom Nitwölle, Sepp, ich kei
Sprooch. I mueß sage, aß i di gern ha. Aber
ob i dir nit z' gring bi. Du chömisch am End
au no e Richeri oder e Schöneri kriege, as ich bi."

"Schwaks kei so eisältig Büg, Marei!" sagte Sepp.
"Wenn i dich nit wott, so wär' i nit do. 's ich
abg'macht: in vier Wochen ich Hochzit, oder nit?"

"He wenn's denn si mueß, Sepp, e Gott'sname,"
gab Marei züchtig zurüd.

Marei's Eltern horchten hoch auf, als ihnen die
Tochter beim Nachhausekommen von Sepp's Wer-
bung erzählte. Aber sie waren einverstanden, und
Mutter und Tochter machten sich aus Nichten der
Aussteuer: eine tannene Bettlade, ein Strohsack und
ein Deckbett, eine Kleiderkiste, etwas Küchengehirn
und ein paar Kleider und Wäsche bildeten die ganze
Bescherung, und Marei kam sich damit reich vor.

Am Hochzeitstag kam ein schwerer Schinken ins

Sauerkraut und auch etwas Wein auf den Tisch.
Sonst aber ging alles ganz einfach her und nur Marei's
Eltern (dem Sepp seine waren gestorben) hatten
die Ehre, am Hochzeitmahle teilnehmen zu dürfen.
Marei hatte zwar noch ein paar Weibern und Bäste
einladen wollen; aber der Sepp, der sonst in allem
etwas schwerbegrifflich war, zeigte sich beim Sparen
immer als ausgeprägtes Genie. Als ihm Marei
erklärte, daß man bei Umgehung der Verwand-
schaft von derselben verscholten werden würde, sagte
Sepp: "Und wemme sie iladet und tränkt und
fuetteret, bis sie überlaufe, so ich's doch nit g'nueg
und sie verscholten ein noher doch. G'scholte wird
me-n ein Wäg wie d'r ander. Also zu was au no
fuettere? Do esse mer doch lieber unser
Sach' selber!" und Marei, die schon



"Bin i willkumm, Marei?" fragte der Sepp.

wiederholt erfahren hatte, daß der Sepp die Hosen
anbehalten wolle, fügte sich seinem Willen.

Nach der Hochzeit lebten Sepp und Marei ganz
zufrieden und teilten sich brüderlich in Genuß und
Arbeit. Frühmorgens, wenn die Marei die Haus-
haltungsgeschäfte besorgte, trieb Sepp die Schweine
aus und hütete bis acht Uhr. Dann kam die Marei
und übernahm die Hut, Sepp aber ging entweder
der Schermauferei oder dem Besenbinden nach.

Am Samstag hatte Sepp, nach seiner Ansicht,
immer Feiertag: er fuhr mit einem hochgeladenen
Karren Besen in die Stadt, und wenn er dieselben
verkauft, das Geld eingestrichen, den Schweiß von
der Stirn gewischt hatte und dann seine zwei Glas
Bier und eine Portion Badsteinkäs genöß, kam er
sich reich wie ein König vor, und es ist fraglich, ob
er nicht noch glücklicher war. Der Marei aber brachte
er zum Sonntagskaffee einen großen Weden mit.



Das waren die sämtlichen außergewöhnlichen Auslagen und die einzigen Genüsse, die sich Sepp und Marei außer ihrer Alltagskost, die meistens aus Suppen, Kartoffeln, Kaffee und Mehlspeisen bestanden, erlaubten, und so konnte es nicht ausbleiben, das des „Altarschlifermuserhirten“, wie sie jetzt genannt wurden, nach und nach ein für ihre Verhältnisse artiges Sümmdchen auf die Seite brachten.

Dieses Sümmdchen war aber auch Sepps größte Freude und sein höchster Stolz. Wenn andere Männer Sonntags zum Bier gingen, dann weidete sich Sepp am Anblick seiner blanken Thaler und er sagte zur Marei: „s isch e Freud, Marei! Unser Geld wird immer mehr. Sieh ach, mir werde no Millionär!“ Das sagte er in vollem Ernst, weil ihm für die Millionensumme der Begriff fehlte.

Nachdem Sepp und Marei auf diese Weise einige Jahre gehaust, gespart und gearbeitet hatten, machte Sepp eine „Erfindung“, die ihn mindestens ebenio beglückte, wie den Kolumbus die Entdeckung Amerikas: er stieß eines Tages auf der Sauweide an ein kleines, noch zartes Kartoffelstaudchen, das er sofort mit Pfählen und Brettern verbarrikadierte, um es so vor den Gelüsten und Rüsseln seiner Schweine zu schützen.

„Hütt, Marei,“ sagte er beim Nachhausekommen, „hütt, Marei, han i e Fund g'macht, i gäb' en nit um viel Geld. Denk numme, uf d'r Weid han i e Erdöpfelstude troffe, sie blüecht und trüecht, me chönnt's nit besser wünsch. 's isch e Bwis, aß do uf d' Erdöpfel g'rote. I will bi nächstem d'r Bürgermeischer froge, ob mer e Stück abawe dörf.“

„I mein,“ sagte Marei, „s wär besser, wenn mer gli e paar Zucherte chaufe thäte, — tür cha's jo nit si und d' Sauweid isch no überus groß g'ueg, wemme d' Hälfti abaut. Wemmes haust, so g'hört's ein und goht niemes nit a, was mer mit macht. Hätt' me's aber nummen e so um d'r Gottswille, so wurden anderi Lüt nidig und me chönnt's ein jederzit wieder neh.“

„De heisch bigost rächt, Marei, mer chaufe's, derno isch alles ebe!“ gab Sepp zurück.

Die Sauweide war ein zwischen dem Abhang eines felsigen Berges und dem Dorfbache sich lang, steinig und struppig hinziehendes Gelände, dem kein Mensch größere Ertragsfähigkeit zutraute. Als daher der Bürgermeister Sepps Antrag in der Gemeindeversammlung befürwortend vorlegte, war alles mit dem Verkauf eines Teiles der Weide einverstanden.

„D' Weid,“ sagten sie, „isch einewäg no überus groß g'ueg und 's git doch wieder e weng Geld in d' Gemeinssasse. Rich wird aber d'r Sepp nit derdur. Doch — des sinn sini Sache!“

Das waren nun allerdings Sepps Sachen. Nachdem er fünf Zucharten bezahlt hatte mit zweihundertfünfzig Mark, verwandte er seinen ganzen Fleiß auf die Kultur derselben. Im Frühjahr, wenn frühmorgens andere Leute noch zu Bette lagen, arbeiteten er und Marei schon im Schweiß ihres Angesichtes auf ihrem neu erworbenen Eigentum. Der Sepp

sprenge Steine und Stöcke aus und Marei verbrannte, was Holz und Gras war, und die Asche gab den köstlichsten Dünger.

Nach zwei Jahren hatten sie das ganze von ihnen erworbene Grundstück urbar gemacht, und da, wo früher nur Steine, Weiden, Brombeer- und anderes Gestrüpp zu sehen waren, blühten jetzt weißbläulich die Kartoffeln und grüngelblich der Hafer, zur großen Bewunderung der Dorfbewohner.

Um seine auf dem Grundstücke gezogenen Kartoffeln gut verwerten zu können, verlegte sich der Sepp auf die Schweinezucht und diese trug ihm so viel ein, daß er sich an Stelle seiner alten Hütte ein ganz artiges, einstöckiges Häuschen bauen konnte, dessen Vorderseite von einem Gemüsegarten eingeghegt wurde, in welchem Marei alle in der Küche erforderlichen Gemüse und Gewürze mit demselben Erfolge baute.

Der Altarschlifermuser, dem in seiner Kindheit die Menschen Rad und Galgen prophezeit hatten, wurde allmählich von jedermann geachtet, und diese Achtung der Leute steigerte sich ungemein, seitdem Sepp einen Staatspreis von dreihundert Mark erhalten hatte, den ihm der Kulturinspektor erwirkt hatte, weil er die früher so verwilderte Weide in guten Zustand gebracht hatte.

Der Sepp, der nicht dabei war, als die glänzenden Talente verteilt wurden, der in mancher Hinsicht als beschränkt gelten konnte, hatte es doch unter sorgsamer Zuratziehung seiner wenigen Pfunde zu Vermögen gebracht und wurde nun allgemein geachtet, während viele seiner gescheiterten Schulgenossen, weil sie ihren Gaben nicht den nötigen Fleiß und den erforderlichen Charakter zur Seite stellten, im Elend oder in der Schande untergingen.

Der Erdöpfelsepp, wie ihn die Leute jetzt wegen seiner ergiebigen Kartoffelkulturen nannten, sollte sich aber nicht nur Geld und Achtung, sondern auch die Liebe aller erwerben, und das ging so zu: Der Nägelechrömer hatte seinen Petroleumfassern das Licht zu nahe gebracht, was zur Folge hatte, daß das mit brennbaren Stoffen erfüllte Haus im Nu in hellen Flammen stand.

Die ganze Familie, die ziemlich zahlreich war, hatte kaum noch Zeit, dem erstickenden, gelb-schwarzen Rauch und den züngelnd um sich greifenden Flammen zu entgehen, und der Nägelechrömer sagte, als er mit seinen Familiengliedern im Freien war: „Gottlob, aß mer wenigstens alli g'rettet sinn!“ Er sah in seiner Verwirrung nicht, daß der kleine Hansle fehlte.

Das Bueble hatte sich bei dem Drunter und Drüber, weil im ersten Stockwerk alles brannte, Rettung suchend in den zweiten Stock gemacht und dort droben stand es jetzt, schreiend und zappelnd, — unter ihm das Feuer, oben an ihm die Flammen und der zum Einsturz sich neigende Dachstuhl, jede Minute konnte seine letzte sein, und nur dem Umstand, daß es sich instinktmäßig auf den im zweiten Stock sich befindlichen großen Kachelofen geflüchtet hatte,

